In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 16. Posen, den 20. Januar 1928. 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

3. Fortsetzung.

Brée riß lächelnd den Donnerstag und Freitag vom Kalender. „So sieht es in der Welt aus, Herr Bransen!"

„Machen Sie keine Witze! Wie kann denn das sein? Ich arbeite hier eine Stunde, zwei Stunden vielleicht, um nicht zu lügen . . ."

„Drei Tage," entgegnete Baron Brée.

„Aber, Menschenkind, Sie halten mich zum besten! Denken, daß ich alles glaube, was? Doch nicht möglich, mir gelb für grün vorzumachen! Sehen Sie, ich habe ja nur eben — ich wollte doch nur sehen, ob ich dieses alte Herz mit etwas Kalium, Kalzium und Magnesium wieder instand setzen könnte, und da, mitten drin, fiel mir meine alte Idee wieder ein, ja, jene Idee. Es ist zum Totlachen, verehrter Herr! Ich kann's wahrhaftig nicht glauben! Sie meinen, es ist Samstag?"

„Sie können's ruhig glauben!"

„Und Yesters Fest?" Bransen war für ein paar Augenblicke wach geworden, richtig wachgerüttelt durch diese erschreckende Mitteilung, und er konnte sich in diesem Zustand erheben und ein paar Schritte machen. Doch es war nur ein Taumeln vom Tisch bis zum Fenster. „Yesters Fest? So reden Sie doch!"

Statt einer Antwort zeigte ihm Brée die Uhr. Bransen raufte sich die Haare. Er tanzte, als wenn er Gift genommen hätte. Er machte Bewegungen, als hätte er sich Finger und Mund verbrannt. Oh, zum Teufel: Yester! Brée hörte Yester sagen: „Tot oder lebend sollen Sie ihn mir bringen," und er war bereit, eine Gemeinheit zu begehen. Brée ging auf den mehr Toten als Lebenden zu und klopfte ihm auf die Schulter. Nein, Gefühlsduselei war nicht seine Sache. „Ich bin lediglich gekommen, um Sie abzuholen, Herr Bransen."

Bransen deutete auf die Stirn. „Sie sind verrückt, bitte um Entschuldigung, wenn ich das sage! Unmöglich, unmöglich! Sie sehen doch, daß ich ein wenig unpäßlich bin."

„Yester wird Sie lieber unpäßlich als überhaupt nicht sehen."

„Nein, nein," bat Bransen aufgeschreckt mit zitternder Stimme. „Lassen Sie mich doch in meinem Zimmer. Ich kann nicht, passe auch gar nicht da hinein. Wie soll ich mich auf den Beinen halten? Entschuldigen Sie mich, lieber Herr, sagen Sie, ich sei krank, oder sagen Sie, ich hätte gerade eine weltbedeutende Erfindung gemacht, ja, das sagen Sie vielleicht, damit es keine Lüge ist."

Brée hörte nicht auf seine Worte. Während der Student ihn beschwor, hatte er ein Glas mit Whisky gefüllt und reichte es ihm. „Trinken Sie. Es wird Sie aufmuntern."

Mit einem vor Ekel entstellten Gesicht stürzte Bransen das scharfe Getränk durch die Kehle. Da erwachten in seinen Augen wieder flackrige Lichter. Unbezähmbare Wellen stürmten durch seine Adern. In einem Bedürfnis nach Kälte lehnte er die Stirn gegen das Fensterglas. Er lachte, und auch der Schädel des Skeletts schien zu lächeln.

„Kommen Sie," mahnte Brée.

Bransen sprang mit einem einzigen Satz an seinen Hut heran, der auf einem Bücherstapel lag. „Kommen Sie!" schrie er dem Baron zu.

Brée nahm ihn bei der Hand. „Reißen Sie sich zusammen. Es ist nicht möglich, in Hemd und Hose zu gehen. Wo haben Sie Ihren Frack?"

„Hallo, Sie fragen wie der Gerichtsvollzieher! Wo haben Sie Ihren Frack? Ich bin der Mann, der mit einem einzigen Wort die Räder der Natur zum Stillstand bringen kann. Sagen Sie selbst, brauche ich einen Frack!?"

„Schnell, schnell, wir haben keine Zeit! Wo ist der Frack?" ließ Brée nicht nach und suchte in den Schränken. In fünf Minuten hatte er den Mann angezogen. Bransen stürmte durch die Tür voran und sagte über die Straßen, so schnell, daß Baron Brée kaum folgen konnte.

*

Bransen rannte in eine schräge Fläche hinein, die von leuchtenden Quadraten und sich drehenden Kreisen begrenzt war. Er lief geradeaus, aber bald hatte er die Empfindung, als wenn die ganze schräge Fläche wie eine Drehbühne zu kreisen begann. Es kreisten Lichter, Bäume, Wege und Menschen um ihn herum. Je schneller er lief, desto mehr erhitzte er sich, doch plötzlich bemerkte er, daß er keinen Schritt weiter kam. Er lief und stand gleichzeitig! Kaum hatte er diese Entdeckung gemacht, da fühlte er, wie ihm der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Die Fläche kreiste nicht nur, sie hüpfte auch wie ein springendes Pony. Bransen klammerte sich an einen Baum, der auf ihn zugelaufen kam und ihn mitriß. Es schlichen sich an ihm bunte Gestalten vorbei, deren süßer Geruch ihm Kopfschmerzen verursachte. Diese Gestalten machten, das war offensichtlich, einen Bogen um ihn, blickten ihn scheu an, gingen ihm aus dem Weg. Ein Herr in einer roten und sogar betreßten Livree kam an ihn heran und sagte freundlich: „Darf ich Sie ins Haus führen, mein Herr?"

Bransen schüttelte den Kopf. Die Livree sagte weiter: „Wünschen Sie, daß Ihr Wagen vorfahren soll, mein Herr?"

„Ich habe gar keinen Wagen," antwortete Bransen beschämt. „Muß man denn immer einen Wagen haben? Ich habe ein altes Herz zusammengeflickt, einen Wagen aber habe ich nicht."

Der rote Aermel der Livree streckte sich nach ihm aus, und aus einer Gruppe von Menschen, die ihn umstand, löste sich ein weißer Vollbart, der ebenfalls auf ihn einsprach. Bransen bahnte sich seinen Weg mitten durch die Gruppe, die er auseinanderriß, und er hörte, wie ihn überaschte und zornige Rufe umschwirrten. Er lief und lief, um der Livree und dem Vollbart zu ent-

kommen, er gewahrte in der Ferne einen Punkt und glaubte, daß dies Yester sei, er stürmte auf den Punkt zu und breitete die Arme aus —

Er wollte etwas sagen, bemerkte aber, daß er sich gar nicht mehr im Park befand. Bransen lag in einem Sessel zwischen vier kreisenden Wänden, und Yester saß ihm gegenüber. Yester — er riß sich zusammen. Mit einem Ruck blieben die Wände stehen. Wie er in das Zimmer gekommen war, wußte er nicht mehr.

Er hörte Yesters Stimme sagen: „Du bist betrunken, Christian!" und durch diese zornig geschleuderten Worte wurde er augenblicklich nüchtern.

„Ich bin nicht betrunken," wehrte sich Bransen. „Ich war nie so klar im Kopf wie jetzt. Freilich bin ich etwas unpäßlich, das siehst du wohl ein, denn ich habe viel getan."

Yester saß wie versteinert da, und ihre Augen glänzten wie zwei große, unbewegliche, blaue Steine. Sie war so entsetzt, daß sie in diesem Augenblick einen Mord hätte begehen können.

Bransen wurde durch das lange Schweigen irritiert; er las sehr gut, was auf ihrem Gesicht stand. „Yester, meine Yester," stammelte er, auf den Knien vor ihr liegend. „Sieh mich doch an, ich habe ein großes Werk geschaffen! Es ist freilich noch nichts, doch es wird etwas werden. Vielleicht brauche ich nur noch ein paar Monate. Ich würde dich jetzt ermüden, ich will es dir später sagen."

„Du brauchst mir nichts zu sagen," erwiderte Yester und bewegte kaum die Lippen. Ihre Stimme klang ihm fremd, aus weiter Ferne. Es war nicht die Stimme der geliebten Frau, sondern die eines Feindes. Yester streifte ihn mit keinem Blick. Aber ihre Augen standen voller Verachtung. „Ich will nie wieder von dir hören," fuhr sie fort. „Schaffe mit Gott an deinem Werk! Ich glaube nicht mehr an dein Werk, nicht mehr an dich! Ja, ich halte dich für einen Schwätzer! Du hast dich betragen wie ein Tier! Höre mich, wenn du mich verstehen kannst, wie ein Tier!"

Bransen erhob sich und war keines Wortes mächtig. Er schüttelte die Fäuste, fast erstarrt, sein Werk verachtet zu sehen. Dann sank er wieder zusammen, die Spannkraft ließ nach. Er erinnerte sich plötzlich, daß diese Yester seine Geliebte war, und begriff nicht, warum so harte Worte gesprochen wurden.

„Yester, meine Liebste!" bat er in einem anderen, zärtlichen Ton und suchte nach ihrer Hand. „Verzeih' mir, wenn ich dich gekränkt habe. Ich bin nicht wohl und habe auch zu viel gearbeitet, du mußt etwas Nachsicht mit mir haben. Yester . . .," sagte er wieder zärtlich, doch seine Worte klangen verschwommen.

Yester antwortete nicht. Sie saß still und regungslos. Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen. So vergingen einige Minuten. Bransen sah, daß sie schwer atmete und daß ihre Wange rot geworden war. Noch immer suchte seine Hand nach der ihren. Er machte eine liebkosende Bewegung und raunte begütigend: „Laß uns wieder in den Park gehen, Yester. Ich bin ja ganz nüchtern. Gib mir deine Hand, Yester."

Sie sagte: „Nein, Christian," doch ihre Stimme war weich. Sie stand auf und ging im Zimmer umher. „Christian," rief sie leise.

Bransen sah auf.

„Höre, Christian," begann sie mit ihrer weichsten Stimme. „Ich muß mit dir sprechen. Höre zu. Du liebst mich nicht, das sehe ich aus allem, was du tust. Du liebst deine Arbeit, und das interessierte mich zuerst an dir, jetzt aber hasse ich deine Arbeit. Doch ich habe mich niemals in deine Dinge eingemischt. Ich verlangte nichts von dir, gar nichts, Christian."

„Als ich dich kennenlernte, habe ich dir nicht mehr als „Guten Tag" und „Adieu" gesagt. Aber an demselben Abend habe ich viel über dich nachgedacht. Mir gefiel dein fahles, graues Gesicht nicht. Mir gefielen deine fanatischen und brutalen Augen nicht. Mir gefielen deine ungepflegten Hände und deine schlechte Haltung nicht. Und mir gefiel manches andere nicht. Aber deine Stirn fand ich sonderbar schön. Es war die Stirn eines Phantasten, eine zergrübelte und zerrissene Denkerstirn. Ich begann, dich zu besuchen, und brachte etwas Ordnung in dein Zimmer. Du hörtest auf mich und lebtest nun regelmäßiger. Du gewöhntest dich daran, nicht mehr zu trinken und nicht mehr so sehr viel zu rauchen, ja, du fingst sogar an, in allen Dingen Rücksicht auf deine Umgebung zu nehmen. Da hast du mir gefallen, weil du auf mich hörtest. Dann kam der Tag, an dem du mich in dein Geheimnis einweihtest. Ich war hingerissen! Ich hatte eine so riesenhafte Bewunderung für dich wie noch nie für einen anderen Menschen! Deine Idee und deine Arbeit hatten mich überwältigt, und so liebte ich dich! Und ich wünschte: möchte er doch nett zu mir sein! Aber du warst immer ganz gleichgültig. Deine Arbeit ging vor. — Eines Tages aber wurde ich anderer Ansicht über dich und dein Werk. Ich las verschiedene Bücher und sprach mit einem Gelehrten über deine Idee, und da erfuhr ich, daß du kein Genie, sondern nur ein Phantast warst und daß du niemals ein Weltumstürzler werden könntest. — Ich sage es dir jetzt ganz offen, Christian, ich glaube nicht mehr an dich und nicht mehr an deine Pläne. Du hast dich verrannt! Aber ich liebe dich immer noch, weil du so ganz anders bist wie alle, die ich kenne. Deine Arbeit erscheint mir aber nur noch wie eine Chimäre, und ich bin eifersüchtig auf sie, hasse sie, weil sie wertlos ist. Und ich denke: warum kann er diese nutzlose Schusterei nicht aufgeben und mich lieben? Das wäre herrlich! Ich wünsche mir, daß ich aus dem Phantasten einen Menschen machen könnte, und du würdest einer werden! Doch du verschließt dich, du hast weder Zeit noch Gedanken für mich. Ich sehe dich nur selten, und ich schäme mich; denn deine Liebe ist nicht ehrlich! Sie ist es nicht, Christian . . ."

„Ich kokettiere nicht mehr mit dir, das ist jetzt vorbei. Ich habe gehofft, daß du dir ein wenig Mühe um mich gäbest, ich habe alles getan, um dich zu bekommen, aber es war nutzlos. Ich bin sehr nett zu dir gewesen, doch du hast nicht einmal ein Wort des Dankes für mich gefunden. Niemals. Von dem heutigen Tag aber will ich nicht reden. Du glaubst, dir alles erlauben zu können, ich dagegen maße mir nicht an, dir alles zu verzeihen. Obwohl du, klar gesehen, ein Niemand bist und ich einen Namen habe. Verstehe mich also, ich entschuldige dein Betragen nicht, und das einzige, was ich noch für dich tue, ist, daß ich eine Forderung an dich stelle."

Bransens fahle Lippen zuckten. Dann richtete er sich mit einem tiefen Atemzug auf und lächelte verwirrt.

„Hast du mich gehört, Christian?" fragte sie nun.

„Ja," sagte er leise.

„So höre, was ich verlange. Deine Arbeit ist in meinen Augen ein Zukunftstraum, der niemals Wirklichkeit werden kann. Du wirst dein Ziel niemals erreichen, aber du wirst an deinem Ziele zu Grunde gehen, wenn du es nicht aufgibst. Das aber verlange ich von dir! Ich will, daß du mir deine Idee opferst! Diese Wahnidee, um deretwillen du nicht mehr schläfst und dich vernichtest! Du bist jung und kannst in deinem Fach auch ohne diese Idee etwas werden. Und ich glaube, daß ich dir ein guter Führer sein könnte, Christian . . ."

Sie hatte nun alles gesagt, was sie zu sagen hatte, und fügte nur noch hinzu: „Entscheide dich also. Willst du mich oder deine Arbeit?"

Bransen fragte nach einer Weile höchst verwundert: „Du verlangst also, daß ich meine Arbeit dir zuliebe abbreche?"

(Fortsetzung folgt.)

Verirrt im bolivianischen Urwald.

Von Rudolf Dienst.

William saß in der denkbar schlimmsten Patsche, aber entmutigen ließ er sich nicht.

Er hatte noch immer vierzig oder fünfzig Pfund in der Tasche, viel Geld für die kleinen Nester da unten, weist doch auch Rurrenabaque trotz seines stolzen Titels als Flußhafen nur knapp zweihundert Einwohner auf.

Für den fürstlichen Preis von einem Pfund monatlich mietete er eine Bambushütte, die etwas abseits vom Dorf in der Nähe des Waldes lag, der dicht bei Rurrenabaque in geschlossener Mauer aufstrebt. Ein Hag aus Bambusstäbeno schloß den kleinen Hof mit zwei Apfelsinenbäumen und die Hütte ein. Mit Maultier, Satteltasche und Gewehr bezog er sein Haus. Die Hängematte wurde aufgeknüpft, der Moskitoschleier darüber gebreitet, das Gewehr an einen Holzpflock aufgehängt. Die Wohnung war fertig eingerichtet. Sein Maultier ließ er mit denen der anderen Einwohner des Ortes morgens frei in den Wald laufen, damit es sich seine Nahrung suche. Bei sinkender Dämmerung kam das Tier ganz von selbst vor die Hütte, angezogen durch ein paar Handvoll Mais und ein Bröcklein Salz zur Vervollständigung der grünen Kost.

Eine alte Indianerin besorgte die Mahlzeiten des Weißen, schleppte Holz aus dem nahen Wald herbei, hing den Kessel mit Trockenfleisch und Reis über das offene Feuer und röstete die Bananen in der heißen Asche. Mit dem Zweig eines Busches oder einem aus zerklopftem weißfaserigen Palmenholz gefertigten Staubwedel fegte sie den gestampften Lehmboden der Hütte aus und veranstaltete jede Woche ein Höllenfeuer, um die in den Palmzweigen des Daches nistenden Fledermäuse und Vampire, die mit ihrem Kot alles beschmutzten, auszuräuchern.

Nach einiger Zeit blieb sie weg. Sie sei gestorben, hörte William.

Von da ab besorgte er alles selbst. Barfuß und halbnackt lief er mit der langen Machete in den vor Feuchtigkeit triefenden Wald hinaus, kam dampfend und glühend vor lauter Gesundheit mit seiner Last zurück und schichtete das nasse Holz neben der Feuerstelle zum Trocknen auf.

Anfangs hütete er sich, weit in das dunkle Dämmer des Waldes hineinzugehen, um in der unübersichtlichen Masse des Unterholzes, das ihn manchmal nicht einmal die Wipfel der Bäume erkennen ließ, nicht die Richtung zu verlieren. Etwas vertrauter geworden, hatte er dann aber gleich ein böses Abenteuer.

Die Regen hatten einige Tage ausgesetzt. In der Hoffnung, auf ein Stück Wild zum Schluß zu kommen, war er mit der Büchse in den Wald gegangen. Da sah er hoch in den Kronen der Bäume eine Affenschar, die von Ast zu Ast turnte. Eilends zwängte er sich durch das Unterholz — das Jagdfieber packte ihn. Er mußte zum Schuß kommen.

Endlich Büchse hoch — beim Knall reißt er den größten der Affen vom Ast herunter — noch hält ihn der lange Greifschwanz, der jeden Schritt und Tritt sichert. Eine Minute — dann plumpst er mit schwerem Aufschlag zu Boden. Frohlockend nahm William die Beute auf und warf sie über die Schulter. Wo war er eigentlich? Welche Zeit war verstrichen? Die Bruchstellen der Zweige zeigten den Weg. Ihnen schritt er nach. Dann aber verloren sie sich. Nur zu, er kannte ja die Richtung, konnte nicht fehlen. Bald mußte er das Rauschen des Flusses vernehmen, und dann war er gleich bei seiner Hütte.

Das Rauschen kam aber nicht — nichts war zu hören. Ueber ihm lärmten Affen in den Gipfeln. Wie Spott und Hohn klang es ihm in den Ohren. Er blieb stehen. Ueberall strebten gleich riesenhaften Säulen die gewaltigen Baumstämme in die Höhe, verloren sich im undurchdringlichen Blattgewirr der Kronen. Feuchtwarme schwüle Moderluft lastete drückend auf der Brust, trieb den Schweiß aus den Poren. Lianengerank, üppig wucherndes, vom schleimigschmierigen Grund aufstrebendes Wachstum bildete einen undurchdringlichen Vorhang. In ungewissem dämmernden Licht reckte sich überall die stumpfgrüne Waldmauer um den Einsamen.

Immer weiter zwängte er sich durch das Gezweig, das ihm überall den Weg versperrte. Unablässig schwang er die Machete, schaffte sich Schritt um Schritt Bahn. Lange Zeit hieb er sich so, immer noch voll Zuversicht, durch das Dickicht. Das Rauschen, das befreiende, erlösende Rauschen der Wasser aber wollte sich nicht hören lassen. In schwüler Mittagshitze brütete der Wald. Alles Leben schien erstorben, — kein Laut weithin ließ sich vernehmen.

Hämmernd und stechend pulste das Blut in den Schläfen, dumpf und hart pochte vernehmbar das Herz. Quälender Durst peinigte den ausgebrannten trockenen Gaumen. Nirgends gab es auch nur einen Tropfen Wasser. So weit er auch schritt, noch immer hörte er nicht das Brausen des Stromes — er sah nur eine grüne Mauer, eng verwachsen, undurchdringlich, die dem forschenden Auge schon auf wenige Meter Halt gebot.

Da warf William das Affentier in das Gebüsch und stürzte sich gleich einem Verzweifelten auf die dicht verwobene und verschlungene grüne Mauer, haute und zwängte sich durch . . . fort, fort, nur heraus aus dem dumpfen, stickigen Grün, dem schlammigen Boden, der saugend die Füße festhielt.

Verirrt, verirrt im Urwald! Von allen Seiten drangen die scharfen Palmzweige auf ihn ein. Der immer in demselben dumpfen Schweigen reglos brütende Wald bedrückte und beängstigte ihn. Stundenlang stürmte er wie rasend durch das Gebüsch, um sich bei Einbruch der Dämmerung, auf einer Wurzel sitzend, wiederzufinden, schweißtriefend und hungrig und durstig, aber wieder hell und klar und ergeben in sein Schicksal.

Und doch durchlief ihn Schauer auf Schauer, wenn er seine Lage überdachte. Verirrt im Urwald, das bedeutete qualvolles, langsames Sterben.

An die Erzählungen des Rurenabaques erinnerte er sich. Wie mancher war schon im Urwald spurlos verschwunden — im Wahnsinn und Durst elend zugrunde gegangen!

Die Nacht sank herab. Durstzeit — Wahnzeit. Unheimliches Rauschen, Knistern, Schleichen, Schnaufen im Gestrüpp. Flatternde Flügelschläge umkreisten sein Haupt, mit krallenden Fingern hockte die Angst im Genick des Verirrten, weckte ihn aus den wahnentstellten Träumen, bis wieder und wieder der müde Kopf auf die Knie sank. Ein stechender Schmerz am Halse weckte ihn . . . mit der Hand faßte er in etwas Pelzigweiches — — — mit quiekendem Laut entwich der Vampir. Warum rieselte ihm das Blut den Rücken hinab . . . gebissen vom Vampir. Dann mußte er bald sterben. Wen der Vampir nächtlich schröpft, der ist vom Tod gezeichnet.

Aber dann durchwallte es ihn heiß. Sterben? Nein, noch war es nicht so weit. Er richtete sich auf, tröstlich war der Griff an die Büchse, den einzigen Gefährten in der langen, bangen Nacht. —

Der Tag brach an. Mühsam erhob sich William. Da . . . o Wunder, von dort fiel das Licht ein, die aufgehende Sonne durchbrach das Dunkel des Waldes. — Dort, dem Osten, dem Licht zu, lag die offene Pampa. Da gab es Wild und Wasser. Wasser — nur Wasser wollte er. Fürchterlich peinigte ihn der Durst, wie ein Schwamm war der Boden zwar mit Feuchtigkeit durchsättigt. Aus den faulenden, morschen Baumstämmen, auf denen er entlangturnte, quoll ekle bräunliche Flüssigkeit unter jedem Tritt hervor. Doch nirgends fand er einen Tropfen Wasser, nicht die kleinste Regenlache, die er mit Behagen ausgeschlürft hätte.

Bald schleppte er sich nur noch mechanisch weiter.

Ein glücklicher Stern führte ihn gegen Abend auf die zur Verbindung von Reyes und Rurrenabaque durch den Wald gehauene Schneise. Doch schon hatte das Urwald seine Sinne so verwirrt, daß er nicht mehr wußte, wo Reyes, wo Rurrenabaque lag. Stumpf, mit dem Aufgebot der letzten Kräfte, stolperte er den Weg entlang und brach nach einer Viertelstunde zusammen.

Das Quietschen und Rumpeln eines auf der Schneise einherschwankenden Ochsenwagens weckte ihn. Mit Wasser labte ihn der Lenker und nahm ihn nach dem nur noch zwei Stunden entfernten Reyes mit. In dunkler Nacht kamen sie an. In des Indianers einfacher Hütte fand William dieselbe herzliche Gastfreundschaft wie bei den weißen Bolivianern.

Neugestärkt und froh des wiedergewonnenen Lebens trabte er früh am nächsten Morgen zu Fuß nach Rurrenabaque zurück. Verändert schien ihm der ganze Wald, klarer die Sonne und frischer das Grün der Palmzweige, die sich in herrlicher Rundung grüßend über den Weg neigten. Ein heimatliches Gefühl durchströmte ihn, als wieder das Brausen des Flusses an sein Ohr drang. Spät nachmittags erreichte er Rurrenabaque. Niemand hatte seine Abwesenheit auch nur bemerkt, geschweige denn Nachforschungen nach seinem Verbleib angestellt. Bald hatte er auch das Abenteuer vergessen.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Strecker u. Schröder, Stuttgart, dem interessanten Buche „Die Wildnis ruft" von Rudolf Dienst entnommen.)

Herr Wendriner erzieht seine Kinder.

Von Kurt Tucholsky.

„. . . Nehm' Sie auch noch 'n Pilsner? Ja? Ober! Ober! Ober, Himmelherrgottdonnerwetter, ich rufe hier nu schon 'ne halbe Stunde — nu kommen Se doch mal endlich her! Also zwei Pilsner! Was willst du? Kuchen? Du hast genug Kuchen. Also zwei Pilsner. Oder lieber vielleicht — na, is schon gut. Junge, sei doch mal endlich still, man versteht ja sein eigenes Wort nicht. Du hast doch schon Kuchen gegessen! Nein! Nein! Also, Ober: Noch 'n Apfelkuchen mit Sahne. Wissen Se, was einem der Junge zusetzt! Na, Max, nu geh spielen! Hör nicht immer zu, wenn Erwachsene reden. Zehn wird er jetzt. Ja, also: ich komme nach Hause, da zeigt mir meine Frau den Brief. Wissen Sie, ich war ganz konsterniert. Ich habe meiner Frau erklärt: So geht das auf keinen Fall weiter! Raus aus der Schule — rein ins Geschäft! Max, laß das sein! Du machst dich schmutzig! Der Junge soll den Ernst des Lebens kennen lernen! Wenn sein Vater so viel arbeitet, sieht der Junge nichts anderes um sich herum als Arbeit: morgens um neun gehe ich weg, um halb neun, um acht — manchmal noch früher —, abends komme ich todmüde nach Hause . . . Max, nimm die Finger da raus, du hast den neuen Anzug an! Sie wissen ja, die große Konjunktur in der Zeit, das war im Januar, dann die Liquidation — übrigens: glauben Sie, Fehrwaldt hat bezahlt? 'n Deubel hat er! Ich habe die Sache meinem Rechtsanwalt übergeben. Der Mann ist nicht gut, glauben Sie mir! Ja, also, mein Aeltester ist jetzt nicht mehr da. Max, laß das! Angefangen hat er bei . . . Also, hören Sie zu: ich hab' ihn nach Frankfurt gegeben, zu S. & S. — kennen Sie die Leute auch? —, und da hat er als Volontär angefangen. Ich hab' mir gedacht: So, mein Junge nu stell dich mal auf eigene Füße und laß dir mal den Wind ein bißchen um die Nase wehn — Max, tu das nicht! — jetzt werden wir mal sehen. Meine Frau wollte erst nicht — ich bin der Auffassung, so was ist materiell und ideell sehr gut für den Jungen. Er liest immer. Max, laß das! Ich habe gesagt: Junge, treib doch Sport! Alle deine Kameraden treiben Sport — warum treibst du keinen Sport? Ich komme

ja nicht dazu, mit ihm hinzugehen, mir täts ja auch mal sehr gut, hat mir der Arzt gesagt, aber er hat in Berlin doch so viel Möglichkeiten! Max, laß das! Was meinen Sie, was der Junge macht? Er fängt sich was mit einer Schickse an aus einem Lokal; 'nem Büfeitfräulein, was weiß ich! Max, was willste nu schon wieder? Nein, bleib hier! Du sollst hier bleiben! Max! Max! Komm mal her! Du sollst mal herkommen! Max, hörst du nicht? Kannst du nicht hören? Du sollst mal herkommen! Hierher sollst du kommen! Komm mal her. Hierher. Was hast du denn? Sieh dich vor! Jetzt reißt der Junge die Decke . . . ei weh, der ganze Kaffee auf Ihrer Hose! Kaffee macht keine Flecke. Du dummer Junge, warum kommst du nicht gleich, wenn man dich ruft? Jetzt haste den ganzen Kaffee umgeworfen! Setz dich hin! Jetzt gehste überhaupt nicht mehr weg! Setz dich hin! Hier setzte dich hin! Nicht gemuckst! Gießt den ganzen Kaffee um! — Hier — haste 'n Bonbon! Nu sei still. Ja — er war schon immer so komisch! Bei seiner Geburt habe ich ihm ein Sparkassenkonto angelegt — meinen Se, er hat's einem gedankt? Schule — das wollt' er nicht! Aber Theater! Keine Premiere hat er versäumt, jede Besetzung bei Reinhardt wußte er, und dann Film . . . Ne, wissen Se, das war schon nicht mehr schön! Ja, nu hat er mit der . . . em . . . Max, sieh mal nach, ob da vorn die Lampen schon angezündet sind! Aber komm gleich wieder! Mit dieser Schickse geht er los! Natürlich kostet das 'n Heidengeld, können Se sich denken! Nu, es sind da Unregelmäßigkeiten vorgekommen— ich hab' ihn wegnehmen müssen, und jetzt ist er in Hamburg. Ach, wissen Se, ich hab' schon zu meiner Frau gesagt: Was hat einem der liebe Gott nicht zwei Mädchen gegeben! Die zieht man auf, zieht sie an, legt sie abends zu Bett, und zum Schluß werden sie verheiratet. Da hat man keine Mühe. Und hier? Nichts wie Aerger! Max! Max! Wo bloß der Junge bleibt! Max! Wo warst du denn so lange? Setz dich hierhin! Der Junge ist noch mein Grab — das sage ich Ihnen. Kommen Se, es ist kalt, wir wollen gehen.

Ich frage mich bloß eins: diese Unbeständigkeit, diese Fahrigkeit, diese schlechten Manieren — von wem hat der Junge das —?"

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Ernst Rewohlt, Berlin, dem soeben erscheinenden amüsanten Buche „Mit 5 PS" von Kurt Tucholsky entnommen.)

Ein Tanz.

Von Arnold Zweig.

Als ich aufwuchs, galt es für geistige junge Leute als schlechtester Geschmack, am Tanzen Spaß zu finden. Tanzen können war gerade noch geduldet, aber es machte in den Zirkeln und Geniekonventen der Schüler oberer Klassen einen schlechten Eindruck. Infolgedessen tanzten wir schlecht, obwohl wir es leicht lernten. Was waren das aber auch für Tänze! Niemand begriff, aus welchen Gründen Menschen überhaupt zu Tänzen kamen, wenn man in erstarrten Spiralen walzermäßig, halb schwindlig, halb gelangweilt die vorgeschriebenen Schritte drehte. Polka insistierte auf lächerlichem Hopsen; Rheinländer hatte etwas von der kümmerlichen Selbstzufriedenheit Josef Lauffscher Erzählungskunst; die Tirolienne zu können kompromittierte infolge Abdankung männlichen Selbstbewußtseins bei ihrer Ausführung. Der Contre vollends gehört in meiner Erinnerung zu einer Art von Algebra mit Beinen, und die ganze gesellschaftliche Dressur und Dummheit unserer Kindererziehung scheint mir in ihm zu gipfeln. Tanzen, so schien es uns, war eine anrüchige, zum Zwecke der Abrichtung, Knechtung und Einzählung des jungen Menschen erfundene Unternehmung, mit der die Gesellschaft der Erwachsenen, die wir in keinem Punkte anerkannten, ein Mittel gefunden hatte, uns grausam zu demütigen.

Welcher menschlichen Funktion sollte diese Tanzerei entsprechen? Etwa der erotischen? Aber in einem abendlichen Spaziergang mit einer Freundin lag mehr sublimere und geformtere Erotik als in diesem Affenhüpfen. Die Polonäse lediglich erinnerte in ihrer friedlichen Trampelei zu unvermeidlich Chopinscher Musik an so angenehme Begebnisse wie Spazierengehen unter Birken, längs einer Wiese, die noch nicht Bauterrain war, ein Wasser zur Rechten, das von der Eisenhütte noch nicht in einen stinkenden Pfuhl hatte verwandelt werden können. Fast dreißig Jahre mußte ich alt werden, um zum ersten Male das Tanzen des Menschen zu begreifen.

Es war in Vranje, mitten im Krieg. Die kleine Stadt am Ausgange von Bergen enthielt noch Männer. Wir, um Straßen zu bauen, hatten Serbien von Semendria aus durchzogen, Vranje war unser erstes größeres Quartier. Die Stadt liegt auf der Höhe von Florenz. Im Februar ging der Frühling mächtig durch die Felder und hinterließ Saaten von Primeln und Veilchen. Die längeren Tage gaben uns endlich Gelegenheit zu etwas freier Zeit. Wir benutzten sie, um doch einmal die Stadt kennen zu lernen, die wir fast einen Monat lang vor Sonnenaufgang, also in finsterer Nacht, verließen, um erst nach Sonnenuntergang, also in finsterer Nacht, wieder in unsere Quartiere zurückzukommen. Wir hatten in Monaten des langsamen Durchquerens höchste Achtung vor den Bewohnern dieses unglücklichen Landes Serbien bekommen. Auch sie standen nicht schlecht zu uns. „Germanski dobre", hieß es, wenn wir auf den Märkten später Tabak oder Käse kauften. Am Südrand der Stadt trafen wir auf eine Ansammlung Frauen, ältere und jüngere, Soldaten, Greise und Kinder. Ein leichtes Summen, takthaftes Beben, ein leichtes Klatschen der Hände. Neugierig an unseren Pfeifen saugend — der goldene mazedonische Tabak duftete um unsere Nasen — drängten wir uns, denen man gern Platz ließ, in die vordere Reihe. Männer jüngeren und älteren Alters hatten eine Art Kreis geschlossen. Sie tanzten. Durch die Runde der Körper ging ein leises, rhythmisch höchst präzises Zucken und Wiegen, während sich zu gleicher Zeit die ganze Kette bald einen Schritt nach rechts, bald einen nach links bewegte, ohne daß der innere Rhythmus, nach dem der Einzelne sich auf und nieder bewegte, dadurch gestört worden wäre. Der Grad von Intensität, von innerer Gespanntheit und Entladung, den dieser Rundtanz ausdrückte, fast ohne Melodien, mit jenem eintönigen oder halbtönigen Summen und leichtem Klatschen am Spätabend des Frühlings, unter grünem Himmel hängendem Monde, unter den rosa blühenden Pflaumenbäumen Serbiens bei währendem Krieg, — ich bemerkte fast zu meinem Erstaunen, daß Rhythmus und Tanz auch **mich** ansteckte, ein Blick nach rechts und links, **uns** ansteckte. Auch in unseren Kniegelenken begann es zu zucken, auch unsere Fußsohlen in den schweren Stiefeln begannen auf und nieder zu wippen, die leise schwingende, fast gemurmelte Melodie auch uns in Trab zu setzen: auf und nieder, leicht nach rechts, leicht nach links.

Dies war der erste Tanz, den ich in meinem Leben als solchen anerkannte, begriff, und der mich ansteckte. Er war nicht übertrieben, wie der Krakowiak, den ich auf polnisch-jüdischen Hochzeiten hatte tanzen sehen; dafür hatte er auch nicht den Charakter des Solistischen, er war ein Gemeinschaftstanz. Diese Serben tanzten sich den Frühling herbei und den Frieden. Das uralte magische Element im Tanz machte ihre Gesichter, stoppelbärtig bäuerisch, zu empfindlichen Seelenausdrücken. Später in den Tänzen, die von den Negern stammen, im Shimmy, Foxtrott, Blues, erkannte man diese Spannung wieder, die Monotonie, die Vielfältigkeit im Eintönigen.

Es ist gut, wenn man schließlich doch einmal jemanden trifft, der einem klar macht, wozu der Mensch eigentlich tanzt, klar macht nicht mit Worten, sondern anschaulich, wie es sich für einen Künstler gehört, und sollte man dazu auch südöstlich fahren müssen nach Vranje, einer kleinen Stadt auf der Höhe von Florenz, am Ausgang von Bergen, zur Zeit der Pflaumenblüte bei währendem Krieg.

Tatsachen.

Ein Pfau kann keine Farben unterscheiden. Es wird behauptet, daß Vögel, die am Tage fliegen, alles in einem hellen Orangerot erblicken, während nachts fliegende Vögel alles Blau und Violett sehen.

*

In dem Ort Santa Rosa, Californien, steht eine Kirche, 20 Meter breit, 30 Meter lang, die 400 Besucher faßt. Der Bau ist, abgesehen von dem Glas der Fenster, ganz und gar aus dem Holz einer einzigen Riesenfichte gebaut, von deren Holz sogar nur zwei Drittel benötigt wurden.

*

Pflanzen können nur in Tiefen bis zu 600 Metern unter der Fläche des Meeres existieren. Dahingegen hat man Tiere bis zu Seetiefen von 7000 Metern festgestellt.

*

Ließe man eine Lokomotivpfeife ununterbrochen eine Stunde lang ertönen, dann würde sie in dieser Zeit vier Tonnen Wasser und etwa 10 Zentner Kohlen verbrauchen.

*

Bei der Hochzeitsfeier unter den alten Angelsachsen gab der Brautvater dem Bräutigam einen Schuh der Braut. Daraufhin berührte der Bräutigam den Kopf seiner Angetrauten mit dem Schuh zum Beweis, daß er der Herr in der Ehe sei.

*

Eine englische Banknote kostet in der Herstellung einen Penny und hat eine Lebensdauer von nur 10 Wochen. Die Druckerschwärze, mit der die Banknoten gedruckt werden, besteht aus einer Mischung, deren Hauptbestandteil Holzkohle ist, die aus dem Holz deutscher Weinstöcke hergestellt wird.

■ Fröhliche Ecke. ■

Das Empfehlungsschreiben. „Bämmeldorf, d. 17. 11. 27. Nach Benutzung Ihres Punktrollers hat meine Frau 20 Pfund abgenommen. Sie wiegt nur noch 200 Pfund. Ich bitte Sie höflichst um weitere Uebersendung von zehn Punktrollern. Hochachtungsvoll Gottlieb Süßmilch, Privatmann."

Der Literaturkenner. „Kennst du Strindbergen?" — „Nee, kann man wat dabei verdienen??"

Bei der Abreise. Portier: „Ich hoffe, Sie werden mich nicht vergessen, mein Herr?" — Gast: „Nein, ich werde Ihnen einmal schreiben."

Selbstbewußt. „Wollen Sie die Meine werden?" — „Nein, aber ich werde Ihren guten Geschmack immer zu schätzen wissen."

So ändern sich die Zeiten! 8 Uhr abends an der Normaluhr: „Guten Abend, Herr Meyer." 2 Uhr nachts an der Haustür: „Schlaf gut, Willy!"

Verantwortlich: i. V. Guido Baehr, Poznań.